

kv 1 Ø2  
/Sch

schmerz. kunst + wissenschaft  
blume, hürlimann, schnalke, tyradellis [hg.]

DUMONT

Zentrum für Literatur- und  
Kulturforschung  
Bibliothek -

Z 2007:548

# inhalt

- 009 vorwort  
peter-klaus schuster, detlev ganten
- 013 schmerz. ein experiment zwischen kunst und wissenschaft  
eugen blume, annemarie hürlimann, thomas schnalke, daniel tyradellis
- 017 intro. bildtafeln
- 025 schmerz -- der unmögliche gast. philosophische überlegungen  
hans-dieter bahr
- 037 politik des schmerzes  
daniel tyradellis
- 045 weltschmerz im kopf. technische medien und medizinische bildgebung  
ute holl
- 055 schmerz und schmerztherapie  
andreas kopf und rainer sabatowski
- 065 ansichten des schmerzes. bildtafeln
- 089 »mystisch und grob irdisch«. figuren des schmerzes im spätmittelalter  
helga lutz

- 265 der stumme schrei der präparate  
thomas schnalke
- 273 musik und schmerz  
wolfgang fuhrmann
- 281 homo dolens. der schmerz als bedeutungsgebendes vermögen  
sigrid weigel
- 289 der schmerz des denkens. über artauds nooalgie  
erich hörl
- 296 autoren. biografien
- 302 -exponate. index
- 308 dank
- 310 impressum

# homo dolens. der schmerz als bedeutungsgebendes vermögen

sigrïd weigel

Es macht einen Unterschied ums Ganze, ob vom *Schmerz* oder von *Schmerzen* die Rede ist. Schmerzen hat man, sie werden einem zugefügt, man erträgt sie mehr oder weniger, meist eher schlecht als recht; – der Schmerz dagegen beschreibt einen Zustand, der einen ergreift oder erfüllt, man ist voller Schmerz, ist gelähmt vor Schmerz, oder man verzehrt sich im Schmerz – mehr noch: man *ist* der Schmerz.

Schmerz und Schmerzen stehen nicht im Verhältnis von Einzahl und Mehrzahl. Denn entfällt die Pluralendung, dann macht das aus den Schmerzen nicht weniger, sondern mehr: Es verwandeln sich bestimmte, lokalisierbare und benennbare Empfindungen, die negativ, störend oder auch zerstörerisch auf den Leib einwirken, in ein Befinden, das die ganze Person erfasst. *Schmerzen* werden diagnostiziert, definiert, analysiert, therapiert oder auch anästhesiert. Vom Schmerz aber sind nicht nur die Betroffenen oft wie ohnmächtig, auch Wissenschaft, Medizin und Therapie sehen sich nicht selten gezwungen zu kapitulieren. Dagegen wissen die Philosophen den Schmerz umso mehr zu schätzen.

die geburt der kultur aus dem schmerz  
Denn der Schmerz wird von nicht wenigen Autoren als Grundlage jeder Kultur betrachtet. Nicht wenige gehen davon aus, dass die menschliche Kultur aus dem Schmerz entsteht, genauer: aus den Artikulationen des Schmerzes und dem Umgang mit ihm. Ohne Schmerz keine Sprache, keine Liebe, keine Poesie, keine Kunst – ohne Schmerz kein Denken und kein Gedächtnis.

Zum Beispiel: »Denn ohne Schmerz lebt man nicht in der Liebe.« (Thomas a Kempis, *De Imitatione Christi*). Und: »Der Schmerz ist die Quelle der Poesie.« (Ludwig Feuerbach, *Das Wesen des Christentums*, 1841) Oder anders formuliert – mit der un-nachahmlichen Rhetorik von Nietzsches *Fröhlicher Wissenschaft* (1882): »Der Schmerz macht Hühner und Dichter gackern.« – Doch der ironische Ton täuscht. Denn es war Friedrich Nietzsche, der in seiner Wert- und Hochschätzung des Schmerzes alle seine Vorgänger überboten hat, so dass bei ihm Philosophieren zum Diskurs über den Schmerz geworden ist. Nicht nur folgt seine *Geburt der Tragödie* (1872) der »Grundfrage« nach dem »Verhältnis der Griechen zum Schmerz«; nicht nur begreift er den »Schmerz des homerischen Menschen« über die Erfahrung der Sterblichkeit und des Todes als leitendes Motiv ihrer Kultur und erklärt die Entstehung von Musik und tragischem Mythos aus dem Schmerz. Für Nietzsche steht der Schmerz nicht nur am Anfang der (europäischen) Kultur, sondern er sieht in ihm auch einen ständigen Antrieb und Anlass für die geistige Aktivität des Menschen: »Wir müssen beständig unsre Gedanken aus unsrem Schmerz gebären und mütterlich ihnen alles mitgeben, was wir von Blut, Herz, Feuer, Lust, Leidenschaft, Qual, Gewissen, Schicksal, Verhängnis in uns haben.« Ja mehr noch, im Schmerz sieht Nietzsche – wiederum die *Fröhliche Wissenschaft* zitiert – den Befreier des Geistes: »Erst der große Schmerz ist der letzte Befreier des Geistes, als der Lehrmeister des *großen Verdacht*, der aus jedem U ein X macht, ein echtes rechtes X, das heißt den vorletzten Buchstaben vor dem

»Der Schmerz macht Hühner und Dichter gackern.« Friedrich Nietzsche

letzten ... Erst der große Schmerz, jener lange langsame Schmerz, der sich Zeit nimmt, in dem wir gleichsam wie mit grünem Holze verbrannt werden, zwingt uns Philosophen, in unsre letzte Tiefe zu steigen und alles Vertrauen, alles Gutmütige, Verschleiernde, Milde, Mittlere, wohinein wir vielleicht vordem unsre Menschlichkeit gesetzt haben, von uns zu tun. Ich zweifle, ob ein solcher Schmerz »verbessert« –; aber ich weiß, daß er uns *vertieft*.«

Es werden nicht alle Theoretiker des Schmerzes bereit sein, Nietzsche zu folgen. Doch mit der genuinen Relation von Schmerz und Gedächtnis, den er in seiner *Genealogie der Moral* (1887) erörtert, hat Nietzsche einen weitgehenden Konsens formuliert, auch wenn die Drastik seiner Formulierung vom Üblichen abweicht: »Es ging niemals ohne Blut, Märtern, Opfer ab, wenn der Mensch es nötig hielt, sich ein Gedächtnis zu machen; die schauerlichsten Opfer und Pfänder (wohin die Erstlingsopfer gehören), die widerlichsten Verstümmelungen (zum Beispiel die Kastrationen), die grausamsten Ritualformen aller religiösen Kulte (und alle Religionen sind auf dem untersten Grunde Systeme von Grausamkeiten) – alles das hat in jenem Instinkte seinen Ursprung, welcher im Schmerz das mächtigste Hilfsmittel der Mnemonik erriet.«

In nahezu allen Affektlehren seit der Antike wird dem Schmerz – bzw. den Schmerzen – eine herausragende Rolle zugeschrieben. Ja, man könnte das Jahrtausende währende Nachdenken über den Schmerz in der Auffassung zuspitzen, dass der Mensch erst aus dem Schmerz geboren wird und durch den Schmerz erst zu sich kommt – genauer: zu sich als einem Wesen mit unendlich vielfältigen und variablen Ausdrucksformen. Denn Schmerzempfindung und die Empfindlichkeit für Schmerzen, das heißt das Vermögen zur Schmerzempfindung wird als grundlegendes *humanes* Vermögen betrachtet, wie in Voltaires *Über das Gute und Böse in der physischen und in der moralischen Welt* von 1764 nachzulesen ist: »Ein für den Schmerz fühlloser Mensch wäre also ein ebenso contradictorischer Begriff, als ein unsterblicher Mensch. Das Gefühl des Schmerzes war notwendig, um uns das Gesetz der Selbsterhaltung einzuschärfen und uns soviel angenehme Empfindungen zu verschaffen, als die allgemeinen Gesetze, denen Alles unterworfen ist, gestatten.«

Der Homo sapiens wäre damit eigentlich als ein Homo dolens zu beschreiben.

#### Freude und Schmerz

Zusammen mit seinem Gegenpart, der Freude – manchmal ist von *Freude und Schmerz*, manchmal gleichsam neutraler von *Lust und Unlust* die Rede –, gemeinsam mit der Freude bildet der Schmerz buchstäblich den Grund, nämlich die leiblich-sinnliche Grundlage aller bestimmten Empfindungen. So wird schon im vierten vorchristlichen Jahrhundert in Aristoteles' *Nikomachischer Ethik* die Wirkungsweise der *páthe* (Leidenschaften) auf *hédone* und *lype* (Lust und Schmerz) zurückgeführt. Diese beschreiben die Matrix der Affektmodulierung, während deren genaue Profile in Form einer klassifikatorischen Reihe – als Affektkatalog – gefasst werden: »Unter Leidenschaften verstehe ich Begierde, Zorn, Angst, Mut, Neid, Freude, Liebe, Haß, Sehnsucht, Mißgunst, Mitleid und allgemein alles, bei dem Lust und Schmerz dabei sind.«

Im Laufe der europäischen Kulturgeschichte variiert der Kanon der Affekte geringfügig in Anzahl und Benennung; doch deren Grundlage bleibt relativ konstant – von der antiken Affektlehre über die neuzeitliche Philosophie der Leidenschaften (*passiones*), über das aufklärerische Zeitalter von *sensibilité* bzw. Empfindsamkeit und die evolutionstheoretische Reformulierung der *Expressions of the Emotion in Man and Animals* durch Charles Darwin (1872) bis in den jüngsten *emotional turn* der Kognitionsforschung und Neurowissenschaften.

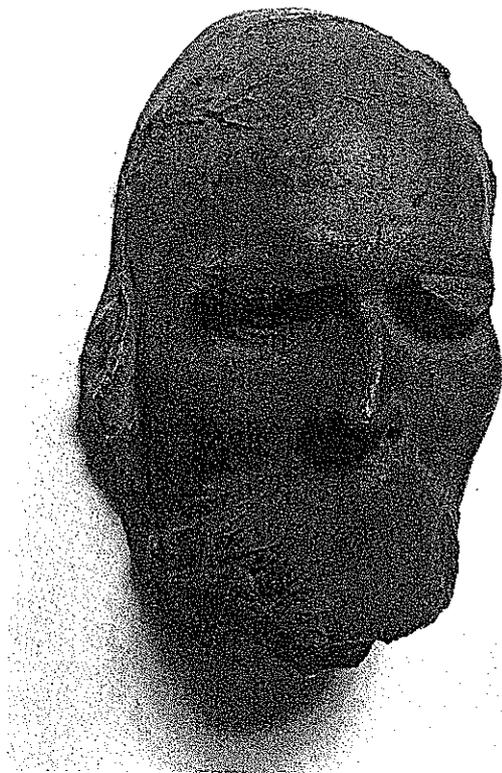
Freude bzw. Lust und Schmerz treten dabei in zahlreichen Schriften wie ein ungleiches Paar auf. Ihm sind nicht selten ausführliche Kapitel mit detaillierten Erklärungen über das Zusammenspiel und die Wechselbeziehungen zwischen Innen und Außen, zwischen Physis und Seele gewidmet. Das Begriffspaar steht im Zentrum wissenschaftlicher Erklärungen dafür, wie Empfindungen entstehen: Zumeist sind dies Überlegungen darüber, auf welchem Wege äußere Reize, Eindrücke und Wahrnehmungen ins Innere des Leibes eindringen und sich dort – auf welche Weise auch immer – in seelische Empfindungen verwandeln. So ging Thomas Hobbes in seinen *Elementorum philosophiæ* (1655) beispielsweise davon aus, dass die Empfindung von Lust und Schmerz »nicht aus der Gegenwirkung des

»Ein für den Schmerz fühlloser Mensch wäre also ein ebenso contradictorischer Begriff, als ein unsterblicher Mensch.« Voltaire

Herzens nach dem Äußern hin« entsteht, sondern vielmehr einer vom »äußersten Teile des Organs nach dem Herzen hin verlaufenden Bewegung« entspringt: »Da nämlich der Ursprung des Lebens im Herzen liegt, muß jede in dem Empfindenden zum Herzen fortgepflanzte Bewegung die Lebensbewegungen irgendwie ändern oder ablenken, indem sie dieselbe beschleunigt oder verlangsamt, unterstützt oder behindert. Wird sie unterstützt, so entsteht Lust, wird sie behindert, dann entsteht Schmerz, Beschwerde, Kummer.« Die Lokalisierung des Schmerzes wechselt dabei zwischen einem – recht vagen – Begriff des *Innern* oder einer definierbaren Stelle – der Wunde: »So scheinen Lust und Schmerz, weil der Conatus des Organs nach innen geht, etwas Innerliches und dort zu sein, wo die erste Ursache dieser Empfindungen liegt. So scheint etwa in einer Wunde, die uns Schmerz verursacht, der Schmerz selbst zu sein.« (ebd.)

Im Unterschied zu diesem Außen-Innen-Weg wird von manchen Autoren auch der Seele oder der Einbildungskraft selbst das Vermögen zugeschrieben, Gefühle zu erzeugen. So etwa von John Locke in seinem *Essay Concerning Human Understanding* (1690): »Lust oder Schmerz, eines von beiden, verbindet sich beinah mit allen unsern Vorstellungen, sowohl denen der Sinnes- wie der Selbstwahrnehmung; es wird kaum eine Erregung unserer Sinne von außen oder einen Gedanken, wo die Seele sich auf sich selbst zurückgezogen hat, geben, der nicht Schmerz oder Lust in uns erregen könnte.« Und zur Klärung dessen, was er mit letzterem meint, fügt er hinzu: »Ich verstehe hier unter Lust und Schmerz das, was uns vergnügt oder belästigt, mag es aus den Gedanken unserer Seele oder einem, auf unsern Körper einwirkenden Ding kommen.«

Sehr sprechend ist das Bild, das Gottfried Wilhelm Leibniz in seiner zu Beginn des 18. Jahrhunderts geschriebenen *Neuen Abhandlung über den menschlichen Verstand* gefunden hat, um den Schmerz als seelische Darstellung jener leiblichen Spuren zu fassen, die durch äußere Ereignisse im Körper entstehen, also als Darstellung von mittelbaren Bewegungen – womit der Leib bei ihm zum Medium zwischen äußerem Reiz und seelischer Bedeutung wird: »Allerdings gleicht der Schmerz nicht den Bewegungen einer Nadel, er kann aber sehr wohl den Bewegungen, welche diese Nadel in unserem Kör-



CURT STOEVIING *Totemaske von Friedrich Nietzsche*, 1900  
+ S. 264

per verursacht, gleichen und diese Bewegungen in der Seele darstellen, wie ich gar nicht zweifle, daß es der Fall ist.«

Auch das konkrete Verhältnis, in dem das ungleiche Paar von Lust und Schmerz zueinander steht, wurde immer wieder in ähnlicher Weise beschrieben. Dabei dominieren zwei Modelle. Entweder bilden beide eine Opposition, die die fundamentalen, entgegengesetzten Affekte bezeichnet. Oder aber der Schmerz wird als Störung eines leiblich-sinnlichen Gleichgewichts- oder Ruhezustands beschrieben, während im Zustand von Freude oder Wohlbehagen dieser wiederhergestellt ist.

Das zweite Erklärungsmodell wurde bereits im Lehrgedicht *De rerum natura* des römischen Dichter-Philosophen Lukrez, im Abschnitt über *Freude und Schmerz* vertreten:

Ferner entsteht wohl der Schmerz, wenn des  
Urstoffs Grundelemente  
In dem lebendigen Fleisch und den Gliedern  
gewaltsam erschüttert  
Hin und her sich bewegen im eigensten, Innersten  
Sitze;  
Wonne dagegen, sobald in die vorige Lage sie  
kehren.

Lukrez folgert daraus, dass die Atome selbst durch keine Empfindung begabt sind, sondern diese erst aus der Erschütterung – oder Modifikation – entsteht. Die physische Materie selbst kennt keine distinkten Affekte, sie entstehen erst aus ihrer Bewegung, gleichsam als *motus animi*. Daran erinnert der schöne Ausdruck *Gemütsbewegung*, der heute – in der medialen Wissenskultur der Emotionen – aus der Sprache weitgehend verschwunden ist.

Lukrez' Erklärung des Unterschieds von Freude und Schmerz als Differenz zwischen Ausgangs-/Ruhezustand und Erschütterung/Bewegung kann als eine Art Präfiguration der modernen, neuronalen Affekttheorie betrachtet werden. Denn die heutigen Neurowissenschaften gehen davon aus, dass die physiologische Grundlage der Empfindungen in den Neuronen – und deren Verbindungen, den Synapsen – zu sehen ist. Und sie untersuchen deren Aktivitäten – die gern im Bild des *Feuerns* besprochen wird – mit empirischen Methoden, die die Differenz zwischen Ruhezustand und Aktivität messen

(etwa den Blood Oxygen Level). Um diese Messergebnisse zu visualisieren, werden die Differenzen in Farbwerte übersetzt und in eine ikonografische Repräsentation des Gehirns eingetragen. Und um den Schmerzen therapeutisch beizukommen, versucht man, auf mikroskopischem Wege in die Architektur der Neuronen einzudringen und an die Stelle jener biochemischen Prozesse vorzudringen, wo das Feuern lokalisiert wird. Man versucht also, an den Grund jenes »innersten Sitzes« der physiologischen Erschütterung vorzudringen, von dem schon Lukrez' Gedicht sprach.

zwischen physis und psyché

Auch Sigmund Freud war in seinem systematischen Versuch, »eine naturwissenschaftliche Psychologie zu liefern«, von zwei Grundüberlegungen ausgegangen: Erstens von den Neuronen als materieller Basis psychischer Vorgänge und zweitens von der Unterscheidung zwischen Ruhe und Tätigkeit, die dem allgemeinen Bewegungsgesetz unterworfen ist. (*Entwurf einer Psychologie*, 1895) Diese Unterscheidung ist Ausgangspunkt für seine Differenzierung zwischen leeren und besetzten Neuronen, zwischen durchlässigen (den  $\phi$ , sprich phi-Neuronen) und undurchlässigen (den  $\psi$ , sprich psi-Neuronen), aus der jene Bahnungen entstehen, die das Gedächtnis bilden: »Das Gedächtnis ist dargestellt durch die zwischen den  $\psi$ -Neuronen vorhandenen Bahnungen.«

Soweit stellt sein Entwurf, und zwar vom »biologischen Standpunkt aus«, wie er formuliert, eine Gedächtnistheorie auf neuronaler Grundlage dar. Erst als er vom Paradigma des »Quantitätsproblems« zum »Qualitätsproblem« übergeht, nämlich zur Frage nach dem »Was« oder dem »Inhalt des Bewußtseins« – erst als Freud also die Frage der Bedeutungen ins Spiel bringt, muss er den Rahmen des biologischen Standpunktes verlassen oder sprengen. Auch wenn sein *Entwurf* keine befriedigende Antwort auf die Frage »Wo entstehen die Qualitäten?« gefunden hat, so stellt dieser Text doch den – bis heute unhintergehbaren und uneingelösten – Versuch dar, die Übergänge und Transformationen zwischen Neuronen und Inhalten, zwischen den physiologischen Vorgängen und den Bedeutungen der Empfindungen, zwischen Soma und Sema zu erforschen. Ihm kommt das Verdienst zu, jene erkenntnistheoretischen Probleme, die sich an der

Schwelle zwischen Quantitäts- und Qualitätsproblem, zwischen Empirie und Hermeneutik, zwischen Neurologie und Semantik aufzu- und aufzulösen, en détail erörtert und theoretisch durchdacht zu haben, während diese von der gegenwärtigen Experimentalwissenschaft – mithilfe digitaler Visualisierungstechniken, den sogenannten bildgebenden Verfahren – überbrückt und verdeckt werden.

Dabei ist im Aufbau von Freuds Text auffällig, dass der Abschnitt über den Schmerz die Abschnitte zum Quantitätsproblem und zum Qualitätsproblem unterbricht. Der Schmerz begegnet im *Entwurf* also an genau jener Stelle, die den prekären Übergang zwischen Soma und Sema betrifft. Diese besondere Stellung des Schmerzes ist in seiner Eigenschaft begründet, dass bei ihm die Schutzfunktion des Nervensystems, durch die »äußere Q [Quantitäten] von  $\phi$  [phi] und  $\psi$  [psi] abgehalten werden«, versagt. Für den Schmerz scheinen, so Freud, auch die undurchlässigen Neuronen durchlässig, weshalb er als »Hereinbrechen übergroßer Quantität« ins neuronale System von phi und psi charakterisiert wird, »d. h. solcher Q, die von noch höherer Ordnung sind als die  $\phi$ -Reize«. Wenn der Schmerz hier als Hereinbrechen von Reizen gefasst wird, die höherer Ordnung sind als jene, auf die das neuronale System mit seiner Unterscheidung von durchlässigen und undurchlässigen Neuronen reagiert, dann wird diese für den psychischen Apparat konstitutive Unterscheidung damit gleichsam nivelliert.

Die Formulierungen *übergroße* Quantität und die Rede von »noch höherer Ordnung« als die phi-Reize, also jene Reize, die mit dem System durchlässiger Neuronen korrelieren und derart die Entstehung von Bahnungen bewirken, markiert hier in symptomatischer Weise eine Grenze des quantitativen Paradigmas. Denn was heißt größer als groß? Und was hat man sich unter Neuronen und Reizen vorzustellen, die durchlässiger als durchlässig sind? Insofern ist es plausibel, dass Freuds wissenschaftliche Erklärungssprache an genau dieser Stelle bei einem Bild Hilfe sucht. Der Schmerz hinterlässt, so Freud, dauernde Bahnungen: »wie wenn der Blitz durchgeschlagen hätte«!

Das Bild vom Schmerz als durchschlagender Blitz markiert also die Grenze wie den Übergang zwischen Quantität und Qualität. Die Grenze des Quantitätsparadigmas und die Leerstelle des biolo-

gischen Standpunkts bilden den Übergang zum Qualitätsproblem: »Es ist bisher gar nicht zur Sprache gekommen, dass jede psychologische Theorie außer den Leistungen von naturwissenschaftlicher Seite her noch eine große Anforderung erfüllen muß. Sie soll uns erklären, was wir auf die rätselhafteste Weise durch unser »Bewußtsein« kennen, und da dies Bewußtsein von den bisherigen Annahmen – Quantitäten und Neuronen – nichts weiß, uns auch dieses Nichtwissen erklären.«

*Der durchschlagende Blitz als absolute Metapher des Schmerzes ist damit ein Symptom für die prekären Übergänge zwischen Neurologie und Semantik.* Anders gesagt: Der Schmerz besetzt die Schwelle zwischen Soma und Sema. Die Unmöglichkeit, die Semantik des Schmerzes innerhalb der Grenzen einer naturwissenschaftlichen Psychologie zu lösen, markiert den Dreh- und Angelpunkt für die Genese einer ganz anderen Art von Psychologie. Das Bild des durchschlagenden Blitzes markiert in Freuds Theorie insofern jenen Punkt, von dem aus er eine Betrachtungsweise entwickelt hat, die nicht mehr die Neuronen, sondern die Artikulationen und Bedeutungen ins Zentrum stellt, die sich der Sprache des Unbewussten, den Erinnerungs- und Traumbildern widmet. Freud hat ihr den Titel der Psychoanalyse verliehen. Der Vorgang, den er im Bild des Blitzes gefasst hatte, taucht in seinen psychoanalytischen Schriften – nach einer längeren Latenzzeit – jedoch wieder auf, am deutlichsten, als er sich 1920 in *Jenseits des Lustprinzips* mit solchen Reizen auseinandersetzt, die das »normale« Funktionieren des psychischen Apparats überstrapazieren: »Solche Erregungen von außen, die stark genug sind, den Reizschutz zu durchbrechen, heißen wir *traumatische*.« Hier nun wird – gleichsam aus umgekehrtem Blickwinkel – die Quantität in die psychoanalytische Gedächtnistheorie wieder eingetragen, allerdings nicht einfach so, dass Steigerung und Verringerung von Quantität die Unterscheidung von Unlust und Lust ausmachen – und sich derart unmittelbar semantisch niederschlagen würden. Vielmehr geht Freud der Frage nach, auf welche Weise Quantitätsunterschiede in der Dimension der Zeit für die Empfindungen wirksam werden.

Darüber hinaus taucht auch die Unterscheidung zwischen Ruhezustand und Tätigkeit bzw. Störung wieder auf, die am Anfang des *Entwurfs* stand – und

Der Schmerz besetzt die Schwelle zwischen Soma und Sema.

X

»S. 1. Seite

Ätiologische Diagnose:

»Eros ungenügend  
»Lust?

Anatomische Diagnose:

»Erkrankung des Rückenmarkes und  
»Spinalnerven in supra- und infratentorialer  
»Mehrfache Abzweigungen bilden  
»Empfinden  
»Entzündung des Rückenmarkes und  
»Nervenbahnen

GOTTFRIED BENN Sektionsprotokoll, Berlin,  
15./16. August 1913 48.257

zwar im zweiten Teil von *Jenseits des Lustprinzips*. Dort entwickelt Freud eine Triebtheorie, die ihm zur Unterscheidung von Lebens- und Todestrieb dient: »Ein Trieb wäre also ein dem belebten Organischen innewohnender Drang zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes, welchen dies Belebte unter dem Einflusse äußerer Störungskräfte aufgeben mußte, eine Art von organischer Elastizität, oder wenn man will, die Äußerung der Trägheit im organischen Leben.«

Wenn dieses Trägheitsprinzip des im Organischen verankerten Triebes das allgemeinste »Streben alles Lebenden« betrifft, »zur Ruhe der anorganischen Welt zurückzukehren«, dann wäre das Leben paradoxerweise als eine Art »Umweg zum Tod« zu beschreiben. Daraus ergäbe sich ein Gegensatz von Lebens- und Todestrieb, von Eros und Thanatos. Die Störungen, die ja auch den Schmerz kennzeichnen, wären damit ein unverzichtbarer Aspekt des Lebensetriebes.

Hier trifft sich Freuds Triebtheorie mit der von Lukrez überlieferten Vorstellung, den Schmerz als Erschütterung oder Störung des Ruhezustands zu betrachten und dessen Wiederherstellung als Lust. Und so heißt es im letzten Abschnitt von *Jenseits des Lustprinzips* denn auch: »Das Lustprinzip ist dann die Tendenz, welche im Dienste einer Funktion steht, der es zufällt, den seelischen Apparat überhaupt erregungslos zu machen oder den Betrag der Erregung in ihm konstant oder möglichst niedrig zu erhalten.«

Diese Theorie erklärt einmal mehr, warum dem Schmerz stets eine herausragende Stellung in der Kultur zugewiesen wurde und wird, warum die Störung oder Erschütterung des Leibes durch den Schmerz als Ursprung und Grund aller Lebensäußerungen betrachtet wird. Allerdings steht die Definition von Lust als Erregungslosigkeit, der organisch-neurologische Begriff von Lust, den allgemein verbreiteten Vorstellungen von Lust diametral entgegen. Das mag erklären, warum gesteigerte Formen der Lust in der Kultur sich so oft als jene Lust darstellen, die dem Schmerz abgewonnen wird: jener *süße Schmerz*, wie er in der Ekstase, in Ritualen leiblicher Schmerzzufügung, in Bildern des Martyriums, der Kreuzigung oder der Pietà zum Ausdruck kommt. Dieser Umschlagpunkt von Schmerz in Lust, von Leid in Leidenschaften ist es vor allem, aus

»Das Wesen des Menschen ist das vollkommenste Instrument des Schmerzes; nur im menschlichen Leiden kommt der Schmerz zu seiner reinsten adäquaten Erscheinung, nur im menschlichen Leben mündet er. Der Schmerz allein unter allen Körper-

dem Künste – in der christlichen, auch der säkularisierten christlichen Kultur – gespeist werden.

#### bedeutungsgebendes vermögen

Obwohl Freude und Schmerz, Lust und Unlust seit Jahrhunderten als Begriffspaar aneinander gekoppelt sind, wurde und wird beiden doch ein ganz unterschiedliches semiotisches Potential zugeschrieben. Zwar geht etwa Georg Simmel davon aus, dass man Lust und Schmerz überhaupt nicht vergleichen könne, wenn er in der *Philosophie des Geldes* (1900) einer beliebten Abwägung von Glück und Unglück im Leben der Menschen widerspricht. »Denn diese setzt voraus, daß man Lust und Schmerz, wie qualitativ gleiche Größen mit entgegengesetztem Vorzeichen, unmittelbar gegeneinander abwägen und aufrechnen könne. Das kann man aber in Wirklichkeit nicht, da es keinen gemeinsamen Maßstab für sie gibt.« Hier taucht es wieder auf, das Problem, dass die Affekte nicht einem quantitativen Paradigma unterworfen werden können.

Dagegen werden Lust und Schmerz im Hinblick auf ihre Bedeutung für die Herstellung von Bedeutungen immer wieder radikal voneinander unterschieden. Der Schmerz wird im Vergleich mit der Lust als heftiger, eindrücklicher, dauerhafter, vielgestaltiger und vielstimmiger betrachtet. Insofern spielt der Schmerz eine unvergleichlich größere Rolle in den Künsten. Lust und Freude, so heißt es, kennen nur einen Ausdruck, während der Schmerz und die Schmerzen viele Töne haben: viele Stimmen und viele Farben. Auf diesen Unterschied weisen viele ästhetische, ikonografische und poetische Schriften immer wieder hin. Beispielsweise Jean Paul in seiner *Vorschule der Ästhetik* (1804): »Wer die Entzückung auf die Bühne bringen wollte – was so schwer ist, da der Schmerz mehr Glieder und Übungen zum Aussprache hat als die Freude –, der gebe sie einem Menschen im Schläfe; wenn er ein einzigesmal entzückt lächelt, so hat er uns ein sprachloses Glück erzählt, und es entfliegt ihm, sobald er das Auge aufschließt.«

Sprachloses Glück und beredter Schmerz stehen in Sprache, Musik und Kunst einander entgegen. Schon die Semantik der Schmerzen ist weit vielfältiger als die der Freude. Maßlos können beide sein, Freude und Schmerz. Doch kann man im Unterschied zur Freude von sehr unterschiedlichen Schmerzen sprechen: von stechenden Schmerzen,

von dumpfen, von brennenden, ziehenden und von drückenden – und von süßen Schmerzen. Und die Begriffe, die die Sprache für den Schmerz kennt, reichen vom Weh und Kummer über die Trübsal und Betrübniß, über die Pein, das Leid und Mitleid bis zur Qual und zur Marter. Deren Empfindungen finden ihren Ausdruck in Seufzern und Klagen, in Tränen, Schluchzern, Jammern und Schreien. All diese Äußerungen werden gern als »Naturlaute« einer kreatürlichen Sprache verstanden, die Ursprung und Motiv für Poesie und Musik darstellen – insbesondere für poetische Genres wie die Tragödie und das Trauerspiel und für musikalische Formen wie Lamentationen und Weheklag.

Und die Bildgeschichte hat ein umfangreiches Repertoire von Pathosformeln geschaffen, in denen die vielfältigen Ausdrucksgebärden des Schmerzes Gestalt gewonnen haben. Im europäischen Bildgedächtnis steht ein ganzes Register mythischer und biblischer Figuren für eine Ikonografie des Schmerzes bereit, in der dessen Bedeutungsvielfalt und -variation als Tableau von Schmerztypen zur Darstellung kommt: mit Prometheus' Tortur, an dessen nachwachsender Leber täglich neu von einem Adler gefressen wird, mit Tantalos die Qualen sichtbarer, aber unerreichbarer Objekte der Befriedigung, mit Philoktet die unheilbare Wunde, mit Herakles das Nessoshemd und damit der qualvolle Tod, mit Marsyas die Marter der Häutung bei lebendigem Leib, mit Laokoon den Todeskampf gegen übermächtige Schlangen, mit Niobe den versteinernen Schmerz – nicht zuletzt den »Schmerzensmann« Jesus Christus und das ganze Heer der Märtyrer. In der Pietà verdichtet sich dabei der Übergang vom physischen zum seelischen Schmerz, der für die christliche Ikonografie signifikant ist: Hier münden die Schmerzen im Schmerz, der als Grund auch der modernen, säkularen Kultur betrachtet wird.

Damit führen die Künste des Schmerzes eine – oft verborgene – christliche Agenda mit sich. Oder anders gesagt, in der unnachahmlich ironischen Sprache Heinrich Heines, hier in *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* (1834): »Ewiger Ruhm gebührt dem Symbol jenes leidenden Gottes, des Heilands mit der Dornenkrone, des gekreuzigten Christus, dessen Blut gleichsam der lindernde Balsam war, der in die Wunden der Menschheit herabrann. [...] Nur durch das Chris-

*gefühlten ist für den Menschen gleichsam ein schiffbarer Strom mit nie versiegendem*

*Wasser, der ihn ins Meer führt.« Walter Benjamin*

tentum konnten auf dieser Erde sich Zustände bilden, die so *kecke Kontraste*, so *bunte Schmerzen*, und so *abenteuerliche Schönheiten* enthalten, daß man meinen sollte, dergleichen habe niemals in der Wirklichkeit existiert, und das alles sei ein kolossaler Fiebertraum, es sei der Fiebertraum eines wahnsinnigen Gottes.« Der Meister der Poesie des Schmerzes hat folglich auch in der Metapher der »blauen Blume«, Chiffre romantischer Poesie, deren Präfiguration durch die Passionsblume entdeckt. »Diese Poesie [...] war eine *Passionsblume*, die dem Blute Christi entsprossen«, heißt es in der *Romantischen Schule* (1833).

walter benjamin über lust und schmerz  
In den Aufzeichnungen des jungen Benjamin mit dem Titel *Schemata zum psychophysischen Problem*, die zu seinen Lebzeiten nicht veröffentlicht wurden, findet sich ein Abschnitt zu »Lust und Schmerz«, der hier als Ganzes den Abschluss bilden soll, weil sich in ihm das philosophische, psychoanalytische und ästhetische Wissen über die Begründung des Schmerzes als *Movens* kultureller Praktiken und Bedeutungen sich in einer kleinen, aber präzisen Theorie des Schmerzes verdichtet: »In den physischen Unterschieden zwischen Lust und Schmerz ist ihr metaphysischer ablesbar enthalten. Unter diesen physischen Unterschieden bleiben zuletzt zwei als elementare und irreduzible übrig. Es sind, von der Lust aus gesehen, ihr blitzartiger und ihr gleichförmiger Charakter, die sie vom Schmerz, und von ihm aus gesehen sein chronischer und vielfältiger Charakter, der ihn von der Lust unterscheidet. Nur der Schmerz, niemals jedoch die Lust, kann chronisches Begleitgefühl konstanter organischer Prozesse werden. Nur er, niemals die Lust, ist äußerster Differenzierung je nach der Natur des Organs, von welchem er ausgeht, fähig. Dies liegt in der Sprache angedeutet, welche im Deutschen für das Maximum der Lust nur die Superlative des Süßen oder der Wonne kennt, von denen sogar nur der erste ganz eigentlich und unzweideutig sinnlich ist. Der niedrigste Sinn also, der Geschmackssinn, leiht die Bezeichnung seiner positiven Organempfindung zum Ausdruck jeglichen sinnlichen Genusses. Ganz anders die Bezeichnungen des Schmerzes. In den Wörtern: Schmerz, Weh, Qual, Leiden ist überall aufs deutlichste ausgeprägt – was im Bereich der sprachlichen

Bezeichnung für die Lust nur etwa im Wort »Wonne« angedeutet liegt – daß im Schmerz ohne alle Metaphorik unmittelbar mit dem Sinnlichen das Seelische betroffen ist. Möglicherweise hängt es eben hiermit zusammen, daß die Schmerzgefühle in so ungleich höherem Maße als die Lustgefühle echter, also nicht nur gradmäßiger Variabilität fähig sind. Ganz sicher aber besteht ein Zusammenhang zwischen dieser ungebrochener Geltung des Schmerzgefühls für das gesamte Wesen des Menschen und seiner Fähigkeit der Permanenz. Und diese Permanenz wiederum führt unmittelbar in [den] Bereich der jenen physischen genau entsprechenden und sie erklärenden metaphysischen Differenzen dieser beiden Gefühle. Nur das Schmerzgefühl nämlich ist, wie im Physischen so im Metaphysischen, der ununterbrochenen Durchführung, einer gleichsam thematischen Behandlung fähig. Das Wesen des Menschen ist das vollkommenste Instrument des Schmerzes; nur im menschlichen Leiden kommt der Schmerz zu seiner reinsten adäquaten Erscheinung, nur im menschlichen Leben mündet er. Der Schmerz allein unter allen Körpergefühlen ist für den Menschen gleichsam ein schiffbarer Strom mit nie versiegendem Wasser, der ihn ins Meer führt. Die Lust erweist sich überall da, wo der Mensch ihr Folge zu geben trachtet, als eine Sackgasse. Sie ist in Wahrheit eben ein Vorzeichen aus einer andern Welt, nicht wie der Schmerz eine Verbindung zwischen den Welten. Daher ist die organische Lust intermittierend, während der Schmerz permanent werden kann.

Mit diesem Verhältnis von Lust und Schmerz hängt es zusammen, daß für die Wesenserkenntnis eines Menschen der Anlaß seines höchsten Schmerzes gleichgültig, der Anlaß seiner höchsten Lust jedoch sehr wichtig ist. Denn jeder[,] auch der niedrigste Schmerz läßt sich bis zum äußersten religiösen hinaufführen, die Lust aber ist keiner Veredlung fähig und hat ihren ganzen Adel allein von Gnaden ihrer Geburt, will sagen ihres Anlasses.«